



Ein Maler, der in späten Jahren vom Leben auf den Boulevards und Plätzen von Paris angezogen war: Camille Pissarro „Boulevard Montmartre, Frühling“ von 1897 Foto AKG

Der Erfolg kam erst spät

Über den Ersten der Impressionisten:
Anka Muhlstein widmet Camille Pissarro eine Biographie, die mit einem aufrechten Mann bekannt macht.

Das Werk der beliebtesten Impressionisten wie Claude Monet, Edgar Degas oder Auguste Renoir lässt sich ad hoc erkennen. Camille Pissarro hingegen gehört – neben Paul Cézanne oder Alfred Sisley – zu den schwerer zugänglichen impressionistischen Malern. Er interessierte sich für Alltagsszenen, für die einfachen Leute, das Landleben und die von Menschenhand bestellte Natur. Im Spätwerk faszinierte ihn der schon damals hektische Verkehr mit anonymen Menschenmengen aus Pariser Boulevards. Cézanne bezeichnete den 1830 geborenen und 1903 gestorbenen Pissarro als den „ersten Impressionisten“ und fügte als neun Jahre jüngerer Malerkollege hinzu: „Vielleicht kommen wir alle von Pissarro her.“

Pissarro war der Älteste in dieser heterogenen Malergruppe, die ab Mitte der Sechzigerjahre des neunzehnten Jahrhunderts vor allem eines verband: mit den starren Regeln, die eine akademische Jury im unumgänglichen Pariser „Salon“ und damit im Kunstmarkt herr-

schen ließ, brechen zu wollen. Der neuen Generation ging es darum, die Malerei zu revolutionieren, sie im „Pleinair“ zu befrieden und sie nicht historischen, mythologischen oder idealisierten Themen zu widmen, dabei den momentanen Eindruck, die subjektive Impression, das Licht festzuhalten. Im Gefolge der ersten Freiluftmaler von Barbizon wie Jean-François Millet oder Camille Corot, aber auch von William Turner und dem politisch engagierten, realistischen Maler Gustave Courbet entwickelten sie eine neue Malerei.

Pissarro stammte aus einer jüdischen Familie, die vor der Inquisition aus Portugal nach Frankreich geflüchtet war. Sein Vater betrieb eine Handelsfirma auf der damals dänischen Insel Saint Thomas, die heute zu den Amerikanischen Jungferninseln gehört. Der junge Pissarro wurde nach Paris aufs Internat geschickt. In den väterlichen Betrieb wollte er schließlich nicht eintreten, selbst als die Familie 1857 zurück nach Paris zog. Aus diesem Jahr stammt ein Selbstporträt mit herausforderndem Blick, mit dem sich Pissarro definitiv für die Malerausbau entschied. Der deutsche Verlag hat es für den Umschlag der jetzt erschienenen Biographie von Anka Muhlstein verwendet. Die Biographie der französischen, aber lange Jahre schon in New York lebenden Historikerin bietet zwar einen Anhang mit Gemälden und Fotografien. Aber eine Darstellung und Verortung von Pissarros malerischer Entwicklung ist nicht ihr Ziel.

In der Malschule „Académie Suisse“ begegnete Pissarro 1859 Claude Monet und Paul Cézanne. Der Name für die

junge Maler-Generation, die sich im Café Guerbois am Fuß vom Montmartre traf, um über Kunst und Politik zu diskutieren, setzte sich allerdings erst nach einer Gruppenausstellung im Jahr 1874 allmählich durch. Monet hatte ein Seestück mit „Eindruck (Impression), aufgehende Sonne“ betitelt. Daraufhin hörte der Journalist Louis Leroy, dass

Anka Muhlstein:
„Camille Pissarro oder Von der Kühnheit zu malen“. Aus dem Französischen von Ulrich Kunzmann. Insel Verlag, Berlin 2024. 301 S., Abb., geb., 32,- €.

Monets Gemälde eine „komische Impression“ in ihm hervorrufe, und überstrich seine bissig-ironische Kritik mit „Die Ausstellung der Impressionisten“.

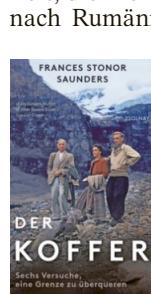
Hundertfünfzig Jahre später erscheint es kaum nachvollziehbar, auf welch vehemente Kritik und Ablehnung der neue Maestro über Jahrzehnte hinweg stieß. „Von der Kühnheit zu malen“ lautet entsprechend der Untertitel von Anka Muhlssteins Biographie. Die Autorin bezieht sich nur zum Teil auf die Biographie von Ralph Shikes und Paula Harper, die 1981 auch auf Deutsch erschien. Alsquelle dient ihr vor allem der im gleichen Jahr erschene Briefwechsel, den Pissarro etwa mit Malerkollegen, seinem Lebenslangen Händler Paul Durand-Ruel oder, unter den sieben Kindern, vor allem mit dem ältesten Sohn Lucien unterhielt.

Mit diesen persönlichen Zeugnissen zeichnet Muhlstein ein Bild des feinfühligen, ausgeglichenen und moralisch aufrechten Mannes, den man bei der Lektüre zutiefst schätzen lernt. Sein liebenswürdiges, geselliges Wesen, aber auch pädagogisches Verständnis machen ihn zu einer Mittlerfigur der uneinheitlichen Impressionisten-Gruppe. Mit Cézanne oder dem engen Freund Monet arbeitete er im Freien Seite an Seite, gemeinsam mit Degas und Mary Cassatt interessierte er sich für Drucktechniken. Mit Renoir und Monet teilte er wiederum über viele Jahre hinweg eine schwier zu ertragende Armut.

Für Pissarro kam der Durchbruch erst, als er schon über sechzig Jahre alt war. In diesem finanziellen Überlebenskampf stellte sich stets die Frage, wie weit die Bereitschaft zu Kompromissen reichen sollte, um Bilder zu verkaufen. Pissarro lebte mit seiner Familie meist auf dem Land – in Pontoise und Louveciennes bei Paris, dann in Éragny in der Nähe von Claude Monets Giverny –, reiste aber regelmäßig nach Paris, um Kontakte zu Malerfreunden und Händlern zu pflegen. Atheist mit sozialistischen bis anarchistischen Überzeugungen, widersetzte er sich dem Antisemitismus, der in der Dreyfus-Affäre zum Ausdruck kam.

Sechs seiner sieben Kinder wurden unter Pissarros Anleitung selbst zu Künstlern. Auch das in vielen schweren Lebenslagen sich bewährende Verhältnis zu seiner Frau Julie – sie war einst das Dienstmädchen der Mutter, in den Augen der Familie also eine unverzeihliche Mezzalana –, zeigt den Maler als einnehmenden Mann. BETTINA WOHLFARTH

Slomnicki, der „polnisch-russisch-jüdischer Herkunft“ und der Großvater der Autorin war, arbeitete als Geologe und war am Ölboom Rumäniens in den Zwanzigerjahren beteiligt. Es ist eine Zeit, die Menschen vieler Nationalitäten nach Rumänien lockt. So auch Familie



Frances Stonor Saunders: „Der Koffer“. Sechs Versuche, eine Grenze zu überqueren. Aus dem Englischen von Brigitte Hilzensauer. Zsolnay Verlag, Wien 2024. 256 S., geb., 25,- €.

Redgrave, die sich mit den Slomnickis anfreundet. Zusammen gehören sie der Oberschicht an und besuchen Cocktailspartys und Maskenhölle. Das ändert sich mit dem aufkommenden Faschismus in Europa und der wachsenden Bedrohung durch die Sowjetunion. Nach Ausbruch

des Zweiten Weltkriegs beginnt eine nicht enden wollende Flucht für die Slomnickis aus Rumänien nach Ägypten, für kurze Zeit nach Südafrika – und zurück nach Kairo. Schließlich lassen sie sich in Großbritannien nieder.

Besonders eindrücklich werden Saunders’ Beschreibungen, sobald es um wichtige Entwicklungen Rumäniens geht. So erzählt sie etwa vom Begegnen der Königin Maria von Rumänien, das 1938 eine Viertelmillion Menschen anlockte. Oder von der Ermordung des rumänischen Ministerpräsidenten Armand Călinescu, der 1939 von der faschistischen Bewegung „Eiserne Garde“ ermordet wurde und dessen Attentäter unter tosendem Applaus hingerichtet wurden.

Eindrücklich ist aber auch, wie die Autorin die Berichterstattung über den Kriegsverlauf beschreibt. Anhand einer Karte, die im Schaufenster des deutschen Propagandaministeriums in Bukarest ausging, wurden Passanten über den sich ste-

HENDRIK BUCHHOLZ

In der Gerüchteküche von Spoleto

Lawrence Ferlinghettis Journal-Notizen führen durch ein halbes Jahrhundert und um die ganze Welt

Er hat die Welt zunächst brennend kennengelernt. Daran erinnert sich Lawrence Ferlinghetti Ende Februar 1967. Vor ihm liegt das Japanische Meer, hinter ihm eine furiose Lesung in Berlin, ein Flug mit der Aeroflot und Abertausende Kilometer mit der Transsibirischen Eisenbahn. Vom ostrussischen Nachodka plant er, per Frachter nach Japan überzusetzen – das er zuerst vor mehr als zwanzig Jahren gesessen hatte, damals noch als GI. Im August 1945 war er in albraumhafter Trance durch das verkohlte Nagasaki getaumelt. „Jetzt, Jahre später, kann ich unsernen Bombenabwurf nur als ungeheuerliche, rassistische Tat ansehen, zu der es vermutlich nie gekommen wäre, wenn die Japaner weiße Haut hätten“, reflektiert er den Zivilisationsbruch in seinem Reisejournal. Unverwartete Visumsprobleme verhindern schließlich die Überfahrt nach Yokohama und zwingen Ferlinghetti zur Kehrtwende mit der Eisenbahn. Vergessen aber kann er Nagasaki nie mehr, egal in welchen Winkel des Erdballs es ihn verschlägt.

Und gesehen hat er derer viele, gereist ist der Dichter und Gründer der City-Lights-Verlagsbuchhandlung aus San Francisco sein Leben lang. Davon legen unzählige Hefte Kunde ab, die er auf allen Trips seit Beginn der Sechzigerjahre und bis ins hohe Alter stets mit sich führte, die er vollschrieb und zeichnete mit Skizzen von Land und Leuten. Eine Auswahl dieser Reiseberichte erschien 2014 im englischsprachigen Original; die deutsche Übersetzung für den Kölner Literaturverlag Kupido hatte der hundertdeinjährige Ferlinghetti kurz vor seinem Tod 2021 selbst noch autorisiert. Diese *Travelogues* eröffnen den Blick auf einen offenherzigen, im Gegensatz zu vielen seiner Beatnik-Weggefährten jedoch wenig naiven Geist. So bemerkte Ferlinghetti nach ersten malerischen Tagen in Port-au-Prince: „Trotzdem, an einem Ort wie diesem sollte man 85 Prozent dessen, was man sieht oder hört, nicht glauben und bei den restlichen 15 Prozent die Rechtschreibung überprüfen.“

Sein Dasein als Weltbürger war bereits früh im gebürtigen New Yorker angelegt. Sein Vater kam ursprünglich aus der Lombardie, die Mutter war portugiesisch-sephardischer Abstammung. Von beiden hatte der Sohn nicht viel; der Vater verstarb kurz vor seiner Geburt, die Mutter brach bald darauf psychisch zusammen. Ferlinghetti kam zunächst zu einer Tante, die ihn als Haushälter in Frankreich und dann an der amerikanischen Ostküste aufzog. Nach ihrem mysteriösen Verschwinden kümmerte sich eine Pflegefamilie um den Jungen, der später Journalismus studierte und sich nach Weltkriegsbeginn freiwillig zur Marine melden sollte.

Seine ersten bewussten Auslands erfahrungen machte Ferlinghetti vor den Stränden der deutsch besetzten Normandie. Er kannte den Preis der Freiheit, hat ihn als Kronzeuge der *greatest generation*, wie man in den USA jene Jahrgänge ruft, die nach Pearl Harbor zwangsläufig früh erwachsen wurden, selbst gezahlt. Die *Condito humana* ist eine Kernthema seiner Dichtung, wie der in diesem Frühjahr für den Übersetzerpreis der Leipziger Buchmesse nominierte Auswahlband „Angefangen mit San Francisco“ bestens dokumentiert hat. Ferlinghettis Lyrik folgt einer Poetik der Handreichung. Die eingangs erwähnte

Berliner Lesung 1967 bestritt er gemeinsam mit seinem sowjetischen Kollegen Andrei Wosnessenski in einer geteilten Stadt mit Gedichten über Goya. Der Kalten-Kriegs-Propaganda, egal welchen politischen Lagers, setzte Fer, wie Freunde ihn riefen, den Augenzeugebericht entgegen. Als pazifistischer *socialist of the heart* bereiste er Kuba und hoffte in den Achttzigern für das frisch sandinistische Nicaragua, dass Fidel Castros Fehler nicht wiederholen, stattdessen Bürgerrechte, Meinungs- und Pressefreiheit wahren möge.

Auf großer Bühne verfügte Ferlinghetti über herausragende Performerqualitäten, die mit ausladenden Gesten und kräftiger klarer Stimme jedes Publikum in Bann zogen. Kein Wunder also, dass sich viele der unternommenen Reisen Einladungen zu Poesiefestivals verdankten. Der dort herrschende Betriebsrummel scherte

Lawrence Ferlinghetti: „Notizen aus Kreuz und Quer“. *Travelogues 1960–2010*. Deutsch von Pociao. Kupido Literaturverlag, Köln 2024. 576 S., geb., 62,- €.

Ferlinghetti dabei herzlich wenig. Ungehrig registrierte er 1965 in Spoleto allerlei Geraune, Jewgeni Jewtuschenko verweigerte die Teilnahme wegen Ezra Pound, der sich wiederum selbst bitten lasse wegen eines Grolls auf Ferlinghetti. „Ich sah die besten Köpfe mehrerer Generationen aus verschiedenen Ländern auf Dichterlesungen vor Langeweile sterben“, resümierte er Jahre darauf ein Podium in Mexiko-City.

Was ihn am Reisen hingegen faszinierte, war die ungefilterte Fremdeiterfahrung. Ferlinghetti warf sich stets mit kleinem Gepäck ins Ungeheure, lauschte begeistert ihm unverständlichen Sprachen, sinnierte in Rüdesheim über den feilgelegten Tinten für Touristen und in Düsseldorf über rheinische Essgewohnheiten wie den „Verzehr von rohem Hackfleisch mit einem rohen Ei. Man könnte tatsächlich auf die Idee kommen, dass die Deutschen dem Wolf näherstehen als andere Nationen.“ Seine Reisejournale offenbaren einen aufmerksamen Beobachter, der über Tage hinweg Menschen porträtiert, „Gesichter und Hände, was für ein Universum.“ Wenn er nicht über Blumen meditiert oder das Tagebuch eines Hundes schreibt. Mit jeder Himmelsrichtung wechselt er Fortbewegungsmittel oder Stilregister, schmiegt sich mit seitengangen Gedichten an Landschaften an oder lässt sich im satzzeichenlosen Bewusstseinstrom treiben. Erst im höheren Alter wird der Grundton melancholischer, die Ausflüge wirken einsamer, die Depressionschübe nehmen merklich zu. Die Welt, die Ferlinghetti so liebte, ist nicht eben freundlicher zu den Menschen geworden, denen zeitlebens seine Anteilnahme galt.

Ein Füllhorn wie diese Journale zu übersetzen ist beileibe keine Fingerübung. Der erfahrenen Pociao ist es hervorragend gelungen, Ferlinghettis Vitalität ins Deutsche zu bringen; dem Verlag wiederum, diesen Band musterhaft auszustatten. Als lebenslänglich Reisender zeigt uns Ferlinghetti sein Jahrhundert durch die Augen eines Poeten. MAXIMILIAN MENGERINGHAUS



Ferlinghettis Vermächtnis: City Lights Books in San Francisco Foto Picture Alliance

Eine lange Flucht nach Großbritannien

Frances Stonor Saunders erzählt von der Geschichte ihrer Familie und dem Schicksal Großrumäniens

„Nun ertappte ich mich, wie ich im Di lemma zweier widerstreitender Antriebe feststecke: wissen zu wollen, was im Koffer ist, und es nicht wissen zu wollen.“ Das schreibt Frances Stonor Saunders gleich zu Beginn ihres Buchs, und anstatt den Koffer zu öffnen, um die darin enthaltenen Erinnerungen an den Vater zu sichten, macht sie sich selbst auf die Suche nach Zeugnissen über die Geschichte ihrer Familie. Sie befragt Verwandte, liest Briefe und besucht Archive. Aus dem dabei zusammengetragenen Material fertigt sie eine Geschichte, die vom rumänischen Königreich nach den Grenzverschiebungen des Landes im Zuge des Versailler Vertrags handelt, die Zeit der Dreißigerjahre und das Chaos des Zweiten Weltkriegs beschreibt und schließlich die sowjetische Nachkriegszeit des osteuropäischen Landes umfasst.

Dabei dient Saunders das Leben ihrer Großeltern, ihres Vaters Donald und seiner Geschwister als roter Faden. Joseph

Slomnicki, der „polnisch-russisch-jüdischer Herkunft“ und der Großvater der Autorin war, arbeitete als Geologe und war am Ölboom Rumäniens in den Zwanzigerjahren beteiligt. Es ist eine Zeit, die Menschen vieler Nationalitäten nach Rumänien lockt. So auch Familie

Redgrave, die sich mit den Slomnickis anfreundet. Zusammen gehören sie der Oberschicht an und besuchen Cocktailspartys und Maskenhölle. Das ändert sich mit dem aufkommenden Faschismus in Europa und der wachsenden Bedrohung durch die Sowjetunion. Nach Ausbruch

HENDRIK BUCHHOLZ